# Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

München April - Juni 1996 30. Jahrgang, Nr. II

### Wieland-Übersetzerpreis 1995

Robert Menasse

#### Laudatio auf Berthold Zilly

Ich habe Berthold Zilly vor zehn Jahren in São Paulo kennengelernt, und wir haben uns auf Anhieb gut verstanden - das heißt, daß wir beide in dieser Stadt São Paulo, in der es wahrlich unerschöpfliche Vergnügungsmöglichkeiten und Ablenkungen gibt, wie festgeschraubtauf Barhockern saßen, um ein unerschöpfliches Thema zu diskutieren: die Literatur. Es war eines dieser brasilianischen Lokale, das an der Tür ein Schild hat, auf dem steht: "Aberto até o ultimo freguês" - "Geöffnet bis zum letzten Gast", genauer: bis der letzte Gast geht. Irgendwann legte der Barmann an einem Tisch den Kopf auf seine Arme und schlief ein, irgendwann am frühen Morgen mußten wir die Füße heben, als eine Putzfrau den Boden kehrte, und Berthold Zilly erzählte von den Schwierigkeiten, einen Roman wie "Os Sertões" von Euclides da Cunha zu übersetzen. Ich muß gestehen, daß mich zu dieser Stunde, da Berthold Zilly erst, wie er sagte, die Voraussetzungen der Probleme des Übersetzens skizziert hatte, eine leichte Verzweiflung beschlich: Wenn schon das Übersetzen eines Romans so aufwendig ist, wie sehr mußte es dann erst das Schreiben eines Romans sein?

Ich erwähne dies deshalb, weil ich damals gerade meinen ersten Roman zu schreiben begonnen hatte, und ich schrieb zunächst sehr glücklich und unschuldig, etwa so, wie die Seidenraupe ihre Seide spinnt. Aber traf nicht alles, was Berthold Zilly über die nachschöpferische Arbeit sagte, erst recht und womöglich noch viel radikaler auf die schöpferische Arbeit selbst zu? Die absolute Notwendigkeit, den Stoff vollständig zu durchdringen. Seine immanenten Strukturen bis in die letzten Verästelungen aufzudecken: Diese Strukturen aber, wenn man sie herausgehoben hat, dann in einer möglichst angemessenen Sprache wieder verschwinden, gleichsam einsickern zu lassen. Und schließlich das Wichtigste: Daß man konsequente Arbeit an einem Text nicht bloß als Konstruktion des Textes, sondern zuallererst als radikale Destruktion der eigenen Eitelkeit begreifen müsse. Der Text oder ich. Solange "ich" sagen kann, daß dieses Wort das richtige, jener Begriff der korrekte, diese Formulierung eine präzise, jener Satz oder Absatz ein in sich stimmiger sei, ist der Text starr und brüchig, ein brachial zusammengesetztes Puzzle bloß von korrekten Einzelteilchen. Erst wenn ich es dem Text zugestehen kann, daß er "ich" sagt, beginnt er zu leben, und hinfällig wird mein eitler Stolz auf eine einmal gefundene Formulierung, denn der Text transformiert nun Worte, Begriffe, Sätze zu jenen schmiegsamen Teilchen um, die sich erst in das Ganze fügen, das dieser Text werden will und am Ende sein soll.

Das alles wollte ich erst einmal überschlafen. Wir weckten den Barmann, um zu bezahlen, und verabredeten uns für einen der folgenden Abende. Unser zweites Treffen dauerte nicht so lange. Nicht deshalb, weil ich Berthold Zilly einige Manuskript-Seiten meines Romananfangs mitbrachte, sondern weil das Schild an der Eingangstür dieser Bar mittlerweile durch ein neu-

es ersetzt worden war. Nun stand da: "Geöffnet von 16 Uhr bis 2 Uhr früh". Allerdings reichte die plötzlich so beschränkte Zeit, daß Berthold Zilly die Auszüge meines "work in progress" aufmerksam durchlas und - das sage ich jetzt nicht aus Eitelkeit, sondern aus Dankbarkeit - so analytisch wie emphatisch lobte. Als ich, angespornt von seiner Zustimmung, ausrief, daß ich diesen Roman bis Jahresende unbedingt fertigstellen wolle, nahm Berthold Zilly ein Buch aus seiner Tasche und sagte, daß er es mir schenken wolle. Es war der kurz davor in Deutschland erschienene, von Jochen Hörisch herausgegebene Band "Das schnelle Altern der neuen Literatur". Und Berthold Zilly schrieb mir folgende Widmung hinein: "Laß Dir Zeit und bleibe jung."

Das ist, wie gesagt, zehn Jahre her. Ich glaube, daß er selbst damals schon vorformuliert hat, was wir heute, wenn wir seine Leistung als Übersetzer feiern, nicht genug rühmen können. Die Aufforderung, jung zu bleiben, bezieht sich natürlich auf das Werk, in dem - wie ich eingangs, Zilly referierend, bereits gesagt habe - das Ich des Autors und auch des Übersetzers verschwinden müssen. Die gelassene Zeit, die Gelassenheit gegenüber der Zeit, ist die einzige, zumindest die beste Möglichkeit, um ein Werk zu schaffen, das jung bleiben kann, das also möglichst lange Gültigkeit besitzt, nicht morgen schon revisionsbedürftig erscheint, nicht übermorgen bereits sehr alt aussieht. Dies war, wenn wir "Krieg im Sertão" lesen, zweifellos auch der Anspruch von Euclides da Cunha selbst. Nämlich einen Roman zu schreiben, der, von einer Erfahrung ausgehend, die seine Zeit auf das Äußerste erregte, alles Zeitgeistige unterläuft, und der auch seine Zeitökonomie nicht von den Bedürfnissen des Marktes, sondern ausschließlich von den eigenen sprachlichen und formalen Ansprüchen ableitet. Als Euclides da Cunhas Roman über den Feldzug gegen Canudos schließlich herauskam, schien ein flinker Markt bereits alle Bedürfnisse der Öffentlichkeit an diesem Thema gestillt zu haben. Heute wissen wir, daß dieser Roman das Einzige ist, was von der damaligen Auseinandersetzung blieb und bis heute Gültigkeit hat. Bereits die radikal geduldige Exposition des Romans ist Programm: Er beginnt mit "Das Land". In diesem Roman, in dem es nicht zuletzt darum gehen wird, was Menschen zu tun und einander anzutun imstande sind, wird erst auf Seite 65 zum ersten Mal "der Mensch" erwähnt - aber noch immer nicht als Romanfigur in sinnlicher Präsenz, sondern zunächst nur als Begriff für Anti-Natur, als "Wüstenmacher" in diesem Land. Erst im zweiten Abschnitt, der nun "Der Mensch" betitelt ist, geht Euclides auf den wirklichen Bewohner dieses Landes ein, auf den Sertanejo. Und er zeichnet ihn als Mischrasse - um ihn dadurch als Idealtyp der Gattung insgesamt zeichnen zu können. Diese Bewegung, die geduldige Kreise vom Allgemeinen zum Besonderen und vom Besonderen zum Paradigmatischen zieht, muß sich aller sprachlichen und formalen Möglichkeiten versichern, um den weiten Raum, den sie eröffnet, zu erforschen und gleichsam ohne weiße Flecken zu kartographieren. Die von Euclides beschriebene Expedition wird dadurch eine Expedition bis an die Grenzen der Möglichkeiten der Literatur - und dadurch zu einer immensen Herausforderung für jeden

# Zum Tode von Monika Lopez

Monika Lopez starb am 11.4.1996, zuhause, bis zum Schluß betreut von einer Gruppe von Freunden und Kollegen.

## Grabrede von Helga Pfetsch

Monika und Mitgliedschaft in einem Verband, das klingt wie ein Widerspruch, wenn man bei Verband an Satzungen, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und ähnlich feste Strukturen denkt. Monika im Übersetzerverband, das war etwas ganz anderes: das war Verbindung zu Mitmenschen, Mit-Übersetzern, das war Freundschaft, das war Zusammenarbeit mit den Spanischkolleginnen und -kollegen, das war Vitalität, das war mitreißendes Sachengagement und eine bedingungslose Hilfsbereitschaft auch dann noch, wenn es ihr selbst dreckig ging.

Ich selbst bin Monika gar nicht sehr häufig begegnet, aber jedesmal war sofort ein intensiver Kontakt da, eine Basis für sehr direkte Gespräche, ein Grundverständnis, das mir das Gefühl gab, mit ihr befreundet, ja verschwistert zu sein. Vielen von uns wird Monika so in Erinnerung bleiben, wie sie mir noch im vergangenen Jahr in Bergneustadt erschien: strah-

lend und unverzagt trotz allem, bereit, einen gemeinsamen Abend richtig auszukosten, ganz im Augenblick verhaftet. Monika hinterläßt uns, ihren Übersetzerkolleginnen und kollegen, überdies ein Vermächtnis, ein Lebenswerk im konkretesten Sinne: Während ihrer gesamten Übersetzungstätigkeit hat sie lebendige Sprache notiert und gesammelt: lateinamerikanische Wendungen, die nicht im Wörterbuch stehen. Zunächst auf Karteikärtchen, dann im Computer festgehalten, mit vielen Querverweisen war diese Sammlung ihr ganz persönliches, ständig wachsendes Arbeitskapital. Wer aus dem Spanischen übersetzt, bekommt leuchtende Augen beim Anblick dieser Schätze. In Zusammenarbeit mit dem Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen soll diese umfangreiche Sammlung redigiert und als ein Ergänzungswörterbuch zugänglich werden für alle, die sich mit Übersetzungen aus dem lateinamerikanischen Spanisch beschäftigen.

Eine von Monika gemachte benutzbare Handreichung. Ich möchte Monika danken für das, was sie war und das, was sie uns gegeben hat und möchte ein Gedicht, das Monika übersetzt hat, hörbar in diesen Raum stellen. Ich lese *Ode an die Dinge* von Pablo Neruda, deutsch von Monika Lopez:

# ODE AN DIE DINGE

Ich liebe die Dinge über alles, alles.

Ich mag die Zangen, die Scheren, ich schwärme

für Tassen, Serviettenringe, Suppenschüsseln -

vom Hut

ganz zu schweigen.

Ich liebe alle Dinge, nicht nur

die höherstehenden,

sondern
auch
die unendlich
kleinen,
den Fingerhut,
Sporen,
Teller, Vasen.

Teller, vasen.

Bei meiner Seele, ist der Planet schön,

voller Pfeifen, die von Händen durch den Rauch geführt werden, voller Schlüssel, voller Salzfässer,

voll von allem,

was Menschenhand erschaffen, allen Dingen:

den Rundungen am Schuh,

den Geweben,
der zweiten,
diesmal unblutigen
Geburt des Goldes,
den Brillen,
den Nägeln,

den Besen, den Uhren, den Kompassen, dem Kleingeld, der weichen Weichheit der Stühle.

reine
Dinge
hat der Mensch
entworfen,
aus Wolle,
aus Holz,
aus Glas,
aus Stricken -

Ah, soviel

Tische, wunderbare Tische, Schiffe, Leitern.

Ich liebe
alle
Dinge,
nicht weil sie
brennen
oder
duften,
sondern

ich weiß nicht warum,

weil

dieser Ozean dir gehört, mir gehört:

Die Knöpfe, die Räder, die kleinen vergessenen Schätze, die Fächer, in deren Federn die Liebe ihre Orangenblüten wehte,

wehte, Gläser, Messer, Scheren auf allen findet sich, am Griff, am Rand, eine Fingerspur,

die Spur einer entrückten, ins vergessenste Vergessen versunkenen Hand. Ich gehe durch Häuser,

Straßen, Fahrstühle

und berühre dabei Dinge, erkenne Gegenstände, die ich insgeheim begehre: mal weil sie läuten,

mal weil sie so weich sind wie die Weich

wie die Weichheit einer Hüfte, dann wieder, weil sie wie tiefes Wasser gefärbt oder dick wie Samt sind.

O unumkehrbarer

Strom der Dinge, keiner kann sagen, ich hätte nur die Fische geliebt

oder die Gewächse des Urwalds und der Wiesen,

ich hätte nur geliebt,

was hüpft, klettert, überlebt und

seufzt.

Falsch:

Mir sagten viele Dinge

vieles.

Nicht nur sie rührten mich oder meine Hand rührte sie an,

sondern so dicht liefen sie

neben meinem Dasein her, daß sie mit mir da waren

und so sehr da für mich waren, daß sie ein halbes Leben mit mir lebten

und dereinst auch einen halben Tod mit mir sterben.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung aus: Pablo Neruda, "Werke in drei Bänden", Hermann Luchterhand Verlag GmbH & Co. KG, Darmstadt und Neuwied 1986, jetzt Luchterhand Literaturverlag, München Übersetzer. Der vielstimmige Ton dieses Romans, zusammengesetzt aus zunächst so widersprüchlichen Elementen wie klassischem Pathos, wissenschaftlicher Abhandlung, militärischem Bericht, ironisierten Zitaten, Umgangssprache, wird von einer immer wirksamen erzählerischen Distanz so ausbalanciert, daß sich daraus wieder ein Ganzes ergibt.

Bei einem solchen Text, noch dazu dieses Umfangs, ist die Gefahr sehr groß - und gerade die Detailgenauigkeit vergrößert die Gefahr noch mehr -, daß der Übersetzer am Ende nur die immanenten Widersprüche des Texts, aber nicht deren Synthese reproduziert hat. Aus den widersprüchlichen Textsorten auch in der Übertragung wieder ein Ganzes zu machen, das als Ganzes funktioniert, ist eine nachschöpferische Leistung, die der originär schöpferischen in nichts nachsteht. Berthold Zillys Entscheidung, die Textsorten des Orginals in seiner Übersetzung sanft umzugewichten, war in diesem Sinn eine äußerst glückliche. Bekanntlich hat z.B. Pathos im Deutschen gleich etwas Lächerliches, was es im Portugiesischen nicht hat. Daher hat Berthold Zilly die rationale, aufklärerische Linie des Textes etwas betont und den pathetischen Ton etwas zurückgenommen. Gerade dadurch hat er die Euclides nachgerühmte Gratwanderung zwischen sachlicher Exaktheit und beschwörend-poetischem Ton auch im Deutschen geschafft und - das kann nicht genug betont werden - dabei verständlich und nachvollziehbar gemacht. Aus verschiedenen Tonlagen, Sprachmasken, Fachsprachen, und nicht zuletzt auch aus verschiedenen Regionalismen auch in der Übersetzung etwas Ganzes, Einheitliches zu machen, ist wohl nur möglich, wenn der Übersetzer mehr als nur den Anspruch hat, handwerklich sauber zu arbeiten. Berthold Zilly hat nicht bloß einen Roman von Euclides da Cunha ins Deutsche übersetzt, er hat auch und vor allem Euclides da Cunhas großen Anspruch ins Deutsche übertragen, nämlich: innerhalb einer Sprache polyglott und kosmopolitisch zu sein. Dadurch ist Berthold Zillys Übertragung von "Os Sertões" nicht nur ein Glücksfall für jeden deutschen Leser, sondern auch für jeden auf Deutsch schreibenden Autor, der sich an einem großen Romanwerk schulen, vor allem aber sich innerhalb der Möglichkeiten seiner Sprache ebensosehr zum Abenteurer wie zum kunstsinnigen Kosmopoliten erziehen will. So lese ich "Krieg im Sertão" auch als die in völlig angemessenem Zeitabstand nachgelieferte Antwort auf all die Fragen, die Berthold Zilly mir vor zehn Jahren in unserem Gespräch in São Paulo auseinandergesetzt hat, an dessen Ende der Satz stand: "Laß Dir Zeit und bleibe jung!"

# Berthold Zilly

#### Dankrede

Sehr geehrte Frau Ministerin, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, sehr geehrte Frau Präsidentin des Freundeskreises, sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Frau Brackmann, lieber Robert Menasse, liebe Eltern!

Als mich am 9. Juli, einem Sonntag, aus buchstäblich heiterem Himmel — so heiter ist er heute leider nicht — der Anruf von Frau Tietze mit der Nachricht erreichte, man habe mich zum diesjährigen Wielandpreisträger ausersehen, war ich überrascht und bewegt und auch ein wenig verlegen. Natürlich wußte ich seit langem von der Existenz dieses Preises, und auch meine Nominierung als einer der Anwärter war mir zu Ohren gekommen, doch alles andere — Trägerverein, Geldgeber, Mitglieder der Jury — war mir als einem, der außerhalb des Literaturbetriebs stand, ein Buch mit sieben Siegeln, so daß ich gar nicht recht wußte, wer mich da in wessen Namen beglückwünschte, und im Grunde hielt ich mich ohnehin für alles andere als preisverdächtig. Brav und benommen bejahte ich die juristisch relevante Frage, ob ich die Auszeichnung anzunehmen gedächte,

und ich bedankte mich so artig wie in jenem Augenblick möglich. Den Dank wiederhole ich an dieser Stelle öffentlich und weite ihn aus; er geht zunächst an die Jury und den Freundeskreis zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen, des weiteren an die Repräsentanten des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Ravensburg, die mich so freundlich begrüßt haben, sowie an ihre beteiligten Mitarbeiter, und besonders danke ich Robert Menasse für seine schöne Laudatio. Daß höchste politische Amtsträger einen Übersetzer und seine Zunft mit Geld und guten Worten bedenken, ist wahrhaft nicht selbstverständlich; oft gibt es nur das eine oder das andere und für gewöhnlich keins von beiden.

Mit der Fertigstellung der Übersetzung und der sie krönenden Preisverleihung schließen sich einige Kreise. Schon als Student der Germanistik und Romanistik las ich Wieland mit großem Vergnügen, vor allem die Abderiten und den Agathon, schätzte seine Sprachvirtuosität ebenso wie seinen aufklärerischen Kosmopolitismus, Züge, die ihn, bei aller sonstigen tiefen Verschiedenheit, mit Euclides da Cunha verbinden. Dieser freilich konnte den Fortschrittsoptimismus des um ein gutes Jahrhundert Früheren nicht mehr teilen, besonders nachdem er 1897 den im Namen der Zivilisation geführten barbarischen Krieg im Sertão miterlebt hatte. Und nun lädt man mich als Hauptperson dieser Feierstunde so ehrenvoll in die Heimat des berühmten Namenspatrons ein, Heimat im regionalen, nicht lokalen Sinne, denn natürlich weiß ich, daß er aus dem nahen Biberach stammt, wo mich gestern Frau Ottenbacher liebenswürdigerweise durchs Wieland-Archiv führte. In einer dort vorhandenen Studie blätternd, wurde mir übrigens klar, daß ich, ohne es zu ahnen, bei meiner Suche nach bildkräftigen Ausdrücken einige Wielandsche Wortschöpfungen aus seiner Shakespeare-Übersetzung verwendet hatte, zum Beispiel das Wort >kaltherzig<.

Und wie komme ich zu dieser Auszeichnung? Weil ich in einer Hinsicht — bei allem gebührenden Abstand — des großen Wieland Kollege geworden bin. Da kann einem beinahe schwindlig werden. Höchst selten stehen Übersetzer im Rampenlicht, ja nach Ansehen und Bezahlung gehören sie zu den Außenseitern und Hinterbänklern des Kulturbetriebs, den sie doch am Leben erhalten, ähnlich wie andere Mittler - Lektoren, Kritiker, Bibliothekare, Buchhändler, Literaturagenten. Der lesende Arbeiter in Brechts berühmtem Gedicht verdankt seine Fragen auch den übersetzenden Facharbeitern, die nicht einmal wie Hilfsarbeiter bezahlt werden: >Wer baute das siebentorige Theben?< Wer übertrug die Bücher, die vom siebentorigen Theben berichten? Wer baute das vieltausendräumige Haus der Weltliteratur? Die Autoren allein? Wohl den Ländern und Städten, die ihre Übersetzer ehren! Von diesen hat Brecht, übrigens auch ein Schwabe, geschwiegen, womöglich deshalb, weil ihr Beruf die Marxsche Arbeitswertlehre offensichtlich ad absurdum führt. wonach die Entlohnung der Ware Arbeitskraft den Kosten für ihre Reproduktion entspreche, das heißt auf gut deutsch, den Lebensunterhalt des Arbeitenden sichere.

Auch was meine Bekanntschaft mit Robert Menasse betrifft, so schließt sich ein Zyklus. Als wir uns 1985 in São Paulo kennenlernten, hatten unsere Lebenswege, so verschieden sie waren und sind, eines gemeinsam: Damals ging über ihn das Gerücht, er sei Schriftsteller und schreibe an einem großen Erzählwerk über philosophierende Kneipenbesucher zwischen São Paulo und Wien, und über mich ging das Gerücht, ich sei Übersetzer und wolle es mit Os Sertões von Euclides da Cunha aufnehmen. Wir beide waren also unwirkliche Existenzen, er als Romancier ohne Roman, ich als Übersetzer ohne Übersetzung, weswegen ich mir fast wie ein Hochstapler vorkam. Er arbeitete schneller als ich, konnte bis heute außer diversen Essays drei Romane nebst philosophischem Kommentar veröffentlichen, die Trilogie der Entgeisterung, eine Hegel gegen den Strich bürstende Geschichte des verschwindenden Wissens, während ich froh war, zur Frankfurter Buchmesse des vorigen Jahres mein bis dato nur im Geist vorhandenes Schreibprojekt Fleisch oder besser gesagt Buch werden zu lassen. Unsere Vorsätze von 1985 sind also anders als ihr Inhalt nicht entgeistert, doch das absolute Wissen stellen sie beide in Frage angesichts von Zeitläuften, die zum Entgeistern sind. Nun treffen wir uns hier in Ravensburg, um den Abschluß meiner langjährigen Arbeit so richtig zu feiern. Und auch Robert Menasse gegenüber darf ich mich in einer Hinsicht als Kollege fühlen, da er ebenfalls übersetzt.

Erstmals, soweit ich weiß, geht der Preis an einen Übersetzer aus dem Portugiesischen - dieser >spätesten Blüte Latiums<, wie Olavo Bilac, ein Zeitgenosse von Euclides da Cunha dichtete -, das trotz seiner mindestens 180 Millionen Sprecher hierzulande oft den Status einer sogenannten kleinen Sprache hat, und er geht an einen Vermittler brasilianischer Literatur, die, trotz vieler auf deutsch erhältlicher Werke von Weltrang, bei uns noch immer eine Außenseiterrolle spielt. Wenn also für einen Augenblick der Übersetzer aus dem für ihn typischen Schatten tritt, so fällt das Licht der Ehrung nicht nur auf ihn und den längst verstorbenen Autor, sondern auch auf dessen Land und Literatur. Und es fällt nicht zuletzt auf die kleine Gruppe der aus dieser Sprache übersetzenden Kollegen und Kolleginnen, mit denen ich seit Jahren einen persönlichen oder literaturvermittelten Dialog unterhalte und von denen ich manches gelernt habe. Denn niemand fängt bei Null an, und das Rad müssen wir nicht neu erfinden.

Ja, ich darf sagen, daß ich, obschon damals kein zünftiger Übersetzer, von diesen Mitstreitern für die portugiesischsprachige Literatur, nachdem sich oben erwähntes Gerücht herumgesprochen hatte, aufs freundschaftlichste aufgenommen und beispielsweise von Ray-Güde Mertin zu Wochenendtagungen nach Straelen am Niederrhein ins Europäische Übersetzer-Kollegium eingeladen wurde, wo man mir eine Mischung von Hochachtung, Skepsis und Mitleid entgegenbrachte.

Kein Wunder, wagte ich mich doch, unter diesen Marginalisierten des Literaturbetriebs eine Randfigur, an ein Werk, das ebenso rauh, unwegsam, abweisend, aber auch ebenso faszinierend ist wie sein Gegenstand, die trockene, kakteenübersäte, schrundige Landschaft mitsamt dem grausamen Bürgerkrieg. Wie kam ich zu diesem Unternehmen? Ich hatte, ähnlich wie >mein< Autor im Jahre 1897, Ende der 70er Jahre mein > Sertão-Erlebnis <, hatte diese Halbwüste gesehen, nicht zum ersten Mal, doch bewußter und gebannter als je zuvor, und ich hatte das erste große Buch über diese Region und über ihren aufwühlendsten Krieg zu lesen versucht, nämlich Os Sertões von Euclides da Cunha aus dem Jahre 1902. Und obwohl ich seit Jahren des Portugiesischen mächtig zu sein glaubte, war ich bei der Lektüre immer wieder in undurchdringlichen Satzgehölzen oder tiefen Wortabgründen steckengeblieben, was mich als Leser und Philologen, der ungern Unverstandenes überspringt und der textnah interpretieren möchte, tief verdroß. Wie kann ich mir, den Studenten und gegebenenfalls auch den Fachkollegen und Literaturliebhabern einen Text verständlich machen, den ich auf der Wort- und Satzebene selbst nicht recht verstanden habe? Abstraktion und Verallgemeinerung sind grundlegende wissenschaftliche Verfahren, doch ihre Höhenflüge müssen von genauer Kenntnis der Einzelheiten ausgehen. Ratsuchend hielt ich nach einer deutschen Übersetzung Ausschau, natürlich nicht als Ersatz für das Original, sondern als Lesehilfe; es gab sie nicht, ebenso wenig wie einen brauchbaren Kommentar.

Da beschloß ich, mich selbst ans Werk zu machen, sobald ich eine Publikationsmöglichkeit gefunden hätte, was mir Mitte der 80er Jahre mit dem Suhrkamp Verlag gelang. Glücklicherweise hatte der zuständige Lektor, Herr Dormagen, den erforderlichen langen Atem, an dem Projekt, wenngleich ich die Arbeit oftmals unterbrechen mußte, unbeirrt festzuhalten und mich freundlich-dringlich zur Fortführung zu mahnen, denn auch er war schließlich ein vom Sertão Faszinierter.

So habe ich die Übertragung als eine Art angewandte Literaturund Sprachwissenschaft betrieben, um vor allem mir selbst dieses literarische Monument zu erschließen. Von einem stilisti-

schen Wurf seit Anbeginn konnte keine Rede sein, obwohl mir schon früh ein möglicher, dem Original entsprechender Stil vor Augen und Ohren stand. Zunächst aber galt es, geduldige Kleinarbeit zu leisten. Das Übersetzen läßt sich als ein hermeneutischer, also aufs Verstehen zielender Prozeß in mehreren Stufen betrachten. Es setzt zunächst eine lückenlose Interpretation des Originals auf der Wort- und Satzebene voraus, ist, wenn man so will, detektivische Wort- und Grammatikklauberei, schafft zweitens eine synthetische Interpretation, nämlich die Nachschöpfung in der Zielsprache, die schließlich drittens weiteren, analytischen Interpretationen als Grundlage dient. Anders als der Kritiker und Literaturwissenschaftler darf der Übersetzer nicht selektiv vorgehen, darf nicht ihm genehme oder bedeutsame Aspekte oder Passagen auswählen. Er muß, persönlichen Geschmack und eigene Erkenntnisinteressen zurückstellend, den Ausgangstext akribisch und vollständig auslegen, Wort für Wort, Komma für Komma, Satz für Satz, muß jede Metapher oder Anspielung hin und her wenden, Klang und Rhythmus untersuchen, muß präzise alle imaginierten Räume, Zeitbezüge, Bewegungen, Gefühle, Gedanken nachvollziehen. Und ferner muß er, von all den tausend Einzelheiten sich lösend, intuitiv oder analytisch zu einer Vorstellung von Stil und Komposition, von der ästhetischen Intention, von der historischen und heutigen Wirkung des Originals in seiner Ganzheit gelangen. Auf dieses wirft andererseits die Nachbildung in der Zielsprache neues Licht. So verstand ich das Übersetzen zunächst als einen privilegierten Zugang zu dem mehr oder weniger sperrigen und hermetischen Original, als Voraussetzung, Zweck und Mittel des Interpretierens. Im Verlauf der Arbeit ist mein Respekt allein schon vor der philologischen Leistung vieler Übersetzer, von der diese selbst gewöhnlich kein Aufhebens machen, erheblich gestiegen, und ich bin überzeugt, daß andere Interpreten manches von ihnen lernen können.

Was die Schwierigkeiten von Krieg im Sertão betrifft, die in diesem Rahmen nicht darzulegen sind, so unterscheiden sie sich von denjenigen der meisten andern literarischen Werke zwar erheblich, doch eher graduell als grundsätzlich. Denn genau besehen ist die Übersetzung eines jeden formbetontes Textes schwer und eigentlich sogar ein Ding der Unmöglichkeit. Wir Übersetzer sind Don-Quijote-Gestalten, die ein aberwitziges Ideal verfolgen, die Identität des Verschiedenen. Würden wir es vollkommen erreichen, stünden wir mit leeren Händen da, denn die größtmögliche Annäherung an den zu übersetzenden Text wäre keine Übersetzung mehr, sondern die buchstabengetreue Nachschaffung des Originals, mit diesem formal identisch, wie Jorge Luis Borges in einer Erzählung zeigt, die nicht zufällig den Titel trägt: Pierre Menard, Autor des Quijote. Dennoch kämpfen Übersetzer unverdrossen gegen diese Unmöglichkeit an, nicht ohne Erfolg, wie uns die Leser versichern.

Und nun feiern Literaturkritik und Übersetzerjurys Krieg im Sertão als eine ästhetische Leistung, die nicht nur zum Original hinführe, sondern neben ihm bestehen könne. Was soll ich dazu sagen? Niemals habe ich irgendwelche literarischen Fähigkeiten in mir vermutet oder gar Ambitionen verspürt; es mag bei dieser Übersetzung, ist sie wirklich so gelungen, wie das Preisgericht glaubt, von den Manen des Autors eine Verbalinspiration ausgegangen sein. Ihn um Aufschluß bitten über die vielen mehrdeutigen oder rätselhaften Stellen konnte ich ja nicht, und meiner Identifikation mit seiner Wesensart waren bereits dadurch Grenzen gesetzt, daß er mit 43 Jahren eines gewaltsamen und selbstverschuldeten Todes starb. Ich aber mußte länger leben, schon um der Übersetzung willen.

Was ist das Geheimnis eines als dem Original gleichwertig empfundenen Stils? Ich habe doch nur, denke ich, als ehrlicher Texterklärer und philologischer Makler meine Pflicht getan. Wenn das Ergebnis, dessen Verbesserungsfähigkeit an vielen Stellen mir deutlich vor Augen steht, sich insgesamt sehen und hören lassen kann, so verdanke ich das neben der angestrebten interpretatorischen Sorgfalt einer sie notwendig ergänzenden Eigenschaft, die ich im Laufe der Arbeit mir erst so richtig angeeig-

net habe: Geduld, Ausdauer, Zähigkeit, übrigens Charakterzüge des von Euclides da Cunha gerühmten Sertãobewohners. Vielleicht kam mir zustatten, daß ich Bewunderer Fontanes bin, der von sich selber sagte, wenn er überhaupt ein Genie sei, dann eines der Geduld. Um mich literarisch-moralisch aufzurüsten, schenkten mir meine Kinder vor fünf oder sechs Jahren zum Geburtstag den Roman Die Einsamkeit des Langstreckenläufers von Alan Sillitoe, und so begann ich regelmäßig zu joggen, mit wachsendem Eifer und Erfolg. Auch das Übersetzen empfand ich als tiefeinsame Langzeitaufgabe, die mir Spaß bereitete, zugleich jedoch eine ungeheure Hartnäckigkeit abverlangte, mußte ich sie doch all die Jahre über neben Beruf und Familienleben bewältigen, vor allem spätabends. In ziemlich genau tausend Nächten, fast wie im Märchen, doch nicht ganz so tödlich bedroht, habe ich von 21 bis 1 oder 2 Uhr früh mich im Schweiße meines Angesichts gemüht, Schneisen und Wege durch den Sertão zu bahnen. Immer wieder kam mir die Stelle aus Luthers Sendbrief vom Dolmetschen in den Sinn, wo er seufzt, wie >wir haben schwitzen müssen und uns ängstigen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein dahergehen<.

Ein zweites Arbeitsgeheimnis, allerdings wohl kaum verallgemeinerbar: Fast die gesamte erste Fassung habe ich nicht aufgeschrieben, sondern aufgesagt, rezitiert, deklamiert. Wenn, was selten vorkam, ein Kollege sich nächtens ins Institut verirrte, mochte er über meine lauten Reden den Kopf schütteln und mich als Kauz belächeln. Für mich hat Krieg im Sertão etwas von einer großen, hochgelehrten, doch suggestiv-sinnlichen, auf nachhaltige Wirkung bedachten Mahn-, Gerichtsund Totenrede in der Tradition der klassischen und barocken Rhetorik; ja, das ganze Buch ist gewissermaßen eine ungehaltene Rede, ungehalten im doppelten Sinne. Daß ich als Schüler sieben Jahre Lateinunterricht hatte, war mir nun von spätem Nutzen. Der imaginierten Beredsamkeit des Originals und derjenigen des entstehenden deutschen Gegenstücks lauschte ich nach, jede übersetzte Periode sprach ich mir 3, 4, 10 Mal vor, hörte mir das Gesprochene wieder und wieder am Tonbandgerät an, ließ es auf mich wirken, bis ich halbwegs zufrieden war. Daher, so hoffe ich, klingt die deutsche Fassung ähnlich vielstimmig und volltönend, sarkastisch und bitter, ernst und dramatisch, erhaben und feierlich wie das Original, ohne, so damals meine Sorge, in hohles Pathos oder unfreiwillige Komik abzugleiten, und ich freue mich, daß Robert Menasse dies gewürdigt hat.

Auf der Suche nach Wörtern und Wendungen über traditionelle ländliche Bewegungen — auch hier schließt sich ein Kreis geriet ich unter anderen an das überaus packend und anschaulich geschriebene Buch des schwäbischen Pfarrers Wilhelm Zimmermann Der Große Deutsche Bauernkrieg, ein heute fast vergessener historiographischer Klassiker des 19. Jahrhunderts. Überhaupt gibt es mancherlei Parallelen zwischen der schwärmerischen, wenngleich sich als gut katholisch verstehenden Bauernbewegung im brasilianischen Sertão und den deutschen Bauernerhebungen des 16. Jahrhunderts, deren Zentren hier in Schwaben, aber auch in Franken und Thüringen lagen. In beiden Fällen waren es Opfer wirtschaftlicher und politischer Modernisierung, die in Gottes Namen erhöhte Abgaben und Steuern verweigerten und Gerechtigkeit forderten. Antônio der Ratgeber, der Anführer von Canudos, wurde mehrfach als brasilianischer Thomas Münzer bezeichnet, ein gewagter, doch keineswegs gänzlich unpassender Vergleich.

Ich komme zum Schluß: Das Langstreckenlaufen mag weitergehen, mit der Einsamkeit ist es gottlob zunächst vorbei, wie man in dieser Stunde sieht. Gelegentlich werde ich gefragt, ob ich die Übersetzung noch einmal in Angriff nähme. Gewiß, doch nur mit einem Stipendium, das die Reproduktion der Arbeitskraft unter Einschluß der Familie gewährleisten würde, siehe oben. Derlei klingt heute utopisch. Sponsoren sind halt keine Mäzene. Und die Stipendien in Kultur und Wissenschaft scheinen sich fast ausschließlich an junge, kinderlose Ledige zu rich-

ten. Da hatte es Wieland besser. Als 42-jähriger erhielt er von der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar eine Pension auf Lebenszeit, die ihm mit seiner vielköpfigen Familie ein bequemes Auskommen bot und ihm die Schaffung, nebst anderen Werken, zahlreicher Übersetzungen aus Lukian, Horaz und Cicero ermöglichte. Jahre vorher hatte er, noch ohne solche Vergünstigung, folgendermaßen auf seine Shakespeare-Übertragung zurückgeblickt und damit meine heutigen Gedanken getroffen: >Ich schaudre selbst, wenn ich zurücksehe und daran dencke, daß ich den Shakespear zu übersetzen gewaget habe. Wenige können sich die Mühe, die Anstrengung, die oft zur Verzweifflung und zu manchem Fluch (der doch die Pferde nicht besser ziehen macht) treibenden Schwierigkeiten dieser Arbeit vorstellen. Ich sehe die Unvollkommenheit dessen was ich gethan habe; aber ich weiß es, daß Richter von eben soviel Billigkeit als Einsicht mit mir zufrieden sind. Genug, diese Herculische Arbeit ist nun gethan, und, bey allen Göttinnen des Parnasses! ich würde sie gewiß nicht anfangen, wenn sie erst gethan werden sollte.<

#### Carmen v. Samson-Himmelstjerna Übersetzerschicksale - ein Blick zurück

August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue (vor 235 Jahren am 3. Mai 1761 in Weimar geboren) ist heute weniger durch seine über zweihundert Bühnenstücke in Erinnerung (darunter Die deutschen Kleinstädter und Menschenhaß und Reue), sondern vielmehr durch die spektakulären Umstände seines Todes: er wurde am 23. März 1819 durch den Studenten Karl Ludwig Sand in seiner Mannheimer Wohnung ermordet. Der Bühnenautor, Schriftsteller und Zeitschriftenherausgeber war zu seinen Lebzeiten einer der bekanntesten und geachtetsten Literaten Deutschlands - es ist durchaus angemessen, in seinem Fall von Weltruhm zu sprechen. Mit seinen Zeitgenossen August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel sowie Johann Wolfgang v. Goethe verband ihn eine in publizistischer Hinsicht durchaus aktive Abneigung. Der deswegen als Pasquillant verschrieene Autor, der das Theater mitnichten als moralische Anstalt begriff und einmal schrieb: "Ich frage jeden auf sein Gewissen, ob er, wenn er aus zwei Übeln wählen muß, nicht lieber ein schlechtes Schaustück als eine schlechte Predigt anhören will?", hatte es sich rasch auch mit dem großen Theatertheoretiker Friedrich v. Schiller verdorben; allerdings sei angemerkt, daß v. Goethe als Weimaraner Theaterdirektor die Stücke dieses "merkwürdigen Mannes" durchaus schätzte: "Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters und bedenke, wie viele Mittel er uns an die Hand gegeben hat, die Zuschauer zu unterhalten und die Kasse zu nutzen, so [...] glaube ich, alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkungen zu freuen und zu wünschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge."

Kotzebue, ein Freund von Friedrichs des Großen Arzt Johann Georg Zimmermann, war auch in der Politik zuhause und bekleidete durchaus verantwortliche Ämter in den Verwaltungen Rußlands, Weimars und Wiens. 1800 beschloß er, mit seiner (zweiten) Familie nach Rußland zu reisen, um seine beiden Söhne aus erster Ehe, die im Petersburger Kadettenkorps erzogen wurden, zu besuchen. Dieser Entschluß sollte in Das merkwürdigste Jahr meines Lebens¹ münden, wie er es später beschrieb: er wurde an der Grenze zu Rußland direkt hinter Memel verhaftet, obwohl er im Besitz eines im Namen und auf Befehl des Zaren aller Reußen ausgefertigten Visums war. Die Gründe hierfür sind nach wie vor ungeklärt; hatte Kotzebue doch der Mutter des Zaren Paul I., Katharina der Großen, über Jahre gedient, zuletzt in Reval als Präsident des Gouvernementsmagistrats von Estland. Vermutlich fürchtete Zar Paul I. in Kotzebue, der

AUGUST V. KOTZEBUE, Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Als Verbannter in Sibirien. Herausgegeben und mit einer Einführung von Hans Schumann. Manesse Bibliothek der Weltgeschichte, Zürich 1989. S. 395 - 399.

als russischer Untertan im Ausland lebte und dazu noch Schriftsteller war, einen potentiellen Jakobiner, der die Ideen der Französischen Revolution in das mit Müh und Not und nur durch strengste Unterdrückung friedliche Rußland tragen könnte. Daß dieser Argwohn nicht gerechtfertigt war, belegen Kotzebues Schriften und nicht zuletzt auch sein Tod von der Hand eines liberalen Theologiestudenten.

Im Jahre 1800 mußte Kotzebue also seine Familie in Memel verlassen und unter Bewachung die achtwöchige Reise nach Tobolsk und von dort aus nach Kurgan in Sibirien zurücklegen. Dort blieb er fast ein Jahr, wurde jedoch - wiederum aus ungeklärtem Grund - vom Zaren begnadigt und nach Petersburg beordert. Seine Familie traf er wohlbehalten dort an - und lernte wenig später auch denjenigen kennen, der für sein Unglück verantwortlich war. Zar Paul I. war 1796 auf dem russischen Thron seiner Mutter nachgefolgt und hatte in den Jahren seiner Regierung ein unerbittlich hartes Regiment im Lande eingeführt. Sklavische Unterwerfung forderte er nicht nur von seiner näheren Umgebung, sondern auch von der Bevölkerung, die beispielsweise auf der Straße niederzuknieen hatte, wenn sich ein Mitglied der Zarenfamilie näherte. Erkannte man sie nicht nicht rechtzeitig, so konnte man auf der Stelle degradiert, ins Gefängnis geworfen oder verbannt werden. Nach des Zaren Meinung war nur der groß, "mit dem ich spreche und auch nur, solange ich mit ihm spreche." Es wird vermutet, daß Paul an einer Geisteskrankheit litt; und seine hier vorgestellte Idee, die politischen Probleme Europas zu lösen, indem die Staatsoberhäupter an einem Turnier in Petersburg teilnähmen, kann durchaus als Beleg für diese These genommen werden. Seine Idee wollte der Zar "in die Hamburger und andere Zeitungen" einrücken lassen, und dabei sollte ihm August v. Kotzebue behilflich sein. Der Autor schildert die Begegnung mit dem Zaren wie folgt:

"Hierauf nahm er mich vertraulich unter den Arm, zog mich ans Fenster und las mir das französisch und eigenhändig geschriebene Blatt vor. Es lautete von Wort zu Wort und mit Beibehaltung seiner eigenen Orthographie folgendergestalt:

On apprend de Petersbourg, que l'Empereur de Russie voyant que les puissances de l'Europe ne pouvoit s'accorder entre elle et voulant méttre fin à une guerre qui la desoloit depuis onse ans vouloit proposer un lieu ou il inviteroit touts les autres Souverains de se rendre et y combattre en Champ clos ayant avec eux pour écuyer juge de Camp et Heros d'armes leurs ministres les plus éclairés et les generaux les plus habiles tels que Mrs. Thugut, Pitt, Bernstorff, lui même se proposant de prendre avec lui les Generaux C. de Palen et Kutusof, on ne sçait si on doit y ajouter foi, toute fois la Chose ne paroit pas destituée de fondement, en portant l'empréinte de ce dont il a souvent été taxé."

Im Hamburgischen Korrespondenten vom 16. Januar 1801 wurde diese Annonce in der Übersetzung Kotzebues gedruckt: "St. Petersburg, den 30. Dezbr. (Aus der Hofzeitung.) Man sagt, daß Se. Majestät, der Kaiser, da Er sieht, daß die Europäischen Mächte sich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünscht, der seit elf Jahren wütet, einen Ort vorzuschlagen gedenkt, wohin er alle die andern Potentaten einladen will, um mit ihm in geschlossenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behuf sie ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit sich bringen sollten; als da sind Thugut, Pitt, Bernstorf. Er selbst sei gesonnen, den Grafen von der Pahlen und Kutusoff an seiner Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man diesem Gerüchte Glauben beimessen soll; indessen scheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen man ihn oft beschuldigt hat.'

Dieser Übersetzung war ein kurzes Gespräch zwischen Auftraggeber und Übersetzer über den Inhalt des Textes vorausgegangen; und sie erfolgte auf den Befehl des Zaren: "Da, da!' sagte er, indem er mir das Blatt überreichte, 'übersetzen Sie das. Behalten Sie das Original, bringen mir aber eine Kopie da-

von. 'Ich ging und übersetzte. Mit dem letzten Worte, taxé, war ich in einiger Verlegenheit. Sollte ich beschuldigt sagen? Der Ausdruck konnte hart scheinen und den Kaiser verdrießen. Nach langem Hin- und Hersinnen glaube ich einen Mittelweg einschlagen zu dürfen und übersetzte: ,dessen man ihn oft für fähig gehalten'."

Als der Übersetzer seinen Text dem Auftraggeber vorlegt, entspinnt sich folgende Diskussion: "Er nahm das französische Original in die Hand. "Lesen Sie mir vor." Ich las langsam und schielte zuweilen über das Papier weg. Bei den Worten "in geschlossenen Schranken kämpfen" lachte er. Übrigens nickte er immer beifällig mit dem Kopfe, bis ich an das letzte Wort kam. "Fähig gehalten?" sagte er; "nein, das ist nicht das rechte Wort. Taxiert muß es heißen. 'Ich nahm mir die Freiheit anzumerken, daß taxieren im Deutschen einen andern Sinn habe. "Sehr wohl!" versetzte er; "aber fähig halten drückt es auch nicht aus."

Nunmehr wagte ich es, leise anzufragen, ob man vielleicht beschuldigt setzen könne.

"Recht, recht! Beschuldigt, beschuldigt!" wiederholte er dreibis viermal, und ich schrieb, wie er es verlangte. Er dankte mir darauf mit freundlicher Herzlichkeit für meine so geringe Mühe und entließ mich, wahrhaft gerührt und entzückt von seinem liebenswürdigen Betragen."

Diese Anzeige verursachte - sicherlich zum Bedauern des Zaren - weniger Aufruhr auf internationaler Ebene als er sich wünschte, und brachte schon gar nicht irgendwelche Zusagen der angesprochenen "Potentaten" zum Turnier. Allerdings sorgte sie für innenpolitische Unsicherheit. Die Moskauer Sicherheitspolizei hielt die Verteilung der Hofzeitung auf, da "man sich nicht einbilden konnte, daß es der Wille des Monarchen gewesen sei, diesen Artikel wirklich bekannt zu machen. Eben das geschah auch in Riga. Der Kaiser selbst hingegen konnte es kaum erwarten, ihn gedruckt zu sehen, und schickte ungeduldig mehrere Male darnach."

Die Belohnung für den Übersetzer war fürstlich: "Mir schenkte er drei Tage nachher eine Dose mit Brillanten besetzt, deren Wert nahe an zweitausend Rubel betrug." Und Kotzebue fügt (wohl zu recht) hinzu: "Nie ist wohl die wörtliche Übersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden!"

Wenn also Übersetzer heute durch die falsche Wortwahl zwar nicht ihr Leben oder das ihrer Familie aufs Spiel setzen, so ist sich eines gleich geblieben - die meistens unerwünschte Einflußnahme durch Auftraggeber oder Lektoren. Und worauf wir noch alle hoffen wollen, ist eine am Beispiel des Zaren orientierte Zahlungsmoral unserer Auftraggeber...

aus: MDÜ - Mitteilungsblatt für Dolmetscher und Übersetzer 3/96. Mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlags.

#### Irmela Erckenbrecht

#### Wild ist der Westen, schwer ist der Beruf

Zur Verleihung des Niedersächsischen Kunstförderpreises am 9. Oktober 1995 in Oldenburg

In einem Writer's Manual von Rita Mae Brown, das ich für den Rowohlt Verlag zu begutachten hatte, las ich den Satz: "We are like cowboys, who only sign on until the herd gets to Kansas City." Rita Mae Brown hatte dies auf die Arbeitssituation von Drehbuchautoren bezogen, aber ihr Bild leuchtete mir sofort auch für meinen Berufsalltag ein.

Hatte ich mich nicht oft genug im Morgengrauen müde in den Sattel meines Bürostuhls geschwungen, stolz auf die Herde meiner Worte geblickt, eine verirrte Metapher mit dem Lasso eingefangen, widerspenstige Sätze zugeritten und mir beim Rodeo krauser Stile fast die Rippen gebrochen? Hatte ich nicht Tag für Tag krumme Sprachpflöcke eingerammt; Wortgruppen eingezäunt, mich in der Weite der stilistischen Prärie verirrt

und manch verworrenen Satz aus den Stromschnellen der Unverständlichkeit gerettet? Nach getaner Arbeit nicht so manche Stunde im Saloon gehockt, um Honorare gepokert, anschließend am Tresen Feuerwasser getrunken und über Viehdiebe, Großgrundbesitzer und andere Ausplünderer geschimpft?

Yes, we are like cowboys - Doch gibt es eine Besonderheit, die uns von Rita Mae Browns Drehbuchautoren gründlich unterscheidet: Die Herde hat uns nie gehört, wir haben sie nicht geschaffen, nicht selbst aufgezogen, nicht selbst zusammengestellt. Nein, sie wird uns bloß anvertraut, in unsere Obhut gegeben, mit dem ausdrücklichen Auftrag, sie zu verwandeln. Wir sollen eine ganz andere Herde aus ihr machen, jedes einzelne Tier in ein neues Fell kleiden, und doch soll jeder, der sie erblickt, noch die alte Herde erkennen. Das ist die Prärie, die wir zu überqueren haben, das ist der weite Weg nach Kansas City, auf dem die größten Gefahren lauern. Tiefe Schluchten dürfen wir nicht mit bequemen Brücken verhängen, schroffe Felden nicht gefällig runden und wilde Tiere - so verlockend es uns auch erscheint - nicht zu niedlichen Hauskätzchen zähmen. Nein, der ganze wilde Westen soll es sein.

We only sign on to take the herd to Kansas City - Doch erst einmal gilt es, mit der Herde vertraut zu werden. Wir müssen uns einhören: Wie scharren die Hufe der Pferde am Abend? Wie schnauben ihre Nüstern am Morgen? Wir müssen uns einsehen: Wie glänzt das Fell der Tiere in der untergehenden Sonne? Wie wehen ihre Mähnen im Wind? Wir müssen uns einfühlen: Wie drängt die Herde vorwärts? Ungestüm oder zaghaft? All diese Eindrücke nehmen wir auf, stecken sie den Tieren ins Sattelgepäck und bringen sie mit der neuen, alten Herde nach Kansas City.

But we are only cowboys - Wir müssen die Herde so übernehmen, wie sie nun einmal ist. Oft genug finden sich uralte Klepper und schwache Gäule darunter - und so mancher flügellahme Pegasus mit hinkenden Beinen und faulen Zähnen. Sie gilt es, mit ebenso großer Sorgfalt voranzutreiben wie die anmutig tänzelnde Lieblingsstute, den feurigen Lieblingshengst.

Je tiefer wir sie alle ins Herz geschlossen haben, desto schmerzlicher wird der Abschied, wenn wir sie endlich heil bis vor die Tore der Stadt gebracht haben. Wir fragen uns bang: Werden die Leute in Kansas City sie auch zu würdigen wissen? Werden sie die Anmut der Tiere verstehen? Ihr Hufenscharren richtig deuten? Sie gut behandeln? Sie füttern und striegeln? Und werden sie sich daran erinnern, wer die Herde über die Prärie geführt hat? Oder werden die armen Tiere für Frondienste eingespannt, geschunden oder gar auf dem schnellsten Weg ins Schlachthaus gebracht?

We only sign on until the herd gets to the city. Auf all das haben wir keinen Einfluß. Wir können nur darauf vertrauen, daß die Tiere, für die wir uns gemüht haben, in gute Hände gelangen. Vielleicht wird das eine oder andere von ihnen als Rennpferd Karriere machen? Oder wir erkennen es, dressiert und fein herausgeputzt, auf der Bühne einer Wild-West-Show wieder? Wir wissen es nicht.

Unser Auftrag ist beendet. Wir gehen ins Bankhaus und lassen uns unseren Lohn auszahlen, plaudern ein wenig mit dem Sheriff und schauen beim Gemischtwarenhändler vorbei. Vielleicht ist ein neuer Hut oder ein neues Schießeisen fällig? Im Saloon kokettieren wir mit den Jungen und Mädels am Tresen, genehmigen uns noch einen und zählen die restlichen Dollar. Werden sie für die beschwerliche Rückreise reichen, bis wir die nächste Herde übernommen und heil in die Stadt gebracht haben? Ach, und die glitzernden Lichter von Kansas City! Haben wir sie nicht auch immer ein bißchen beneidet, diese Asphaltcowboys in ihrem City-Schick, mit ihren feinen Manieren und festen Gehältern? Die großen Glitterstars, die wichtigen Insider-Saloons und großen Shoot-outs auf der Bühne ... Wäre es nicht schön, für immer dazu zu gehören?

Und haben dann doch immer wieder den Sattel geschultert und sind dankbar zurückgekehrt in die Einsamkeit der weiten Prärie. Haben ihre Stille und Weite genossen, haben uns auf unser Handwerk besonnen und die Freiheit, die das rauhe Cowboyleben mit sich bringt.

Abends trinken wir Whisky und schauen in die Sterne. Was hält die Zukunft für uns? Wird unsere ehrliche Knochenarbeit bald von Großviehtransporten verdrängt? Wird das weltweite Artensterben auch unsere Herden befallen? Wird es überhaupt noch eine Prärie geben? Oder ist meine wilde Phantasie vom freien Westen im Grunde jetzt schon Illusion?

Ach, wie gut tut es da, wenn sich die Sterne am weiten Himmel über der Prärie einmal ganz unvermutet in Sterntaler verwandeln. Ich denke an die tiefe, genußvolle Stimme in der Marlboro-Reklame: "A warm campfire, a nice cup of coffee and a good smoke..."

All das werde ich mir von meinem Preisgeld gönnen. Eine Verschnaufpause am Lagerfeuer. Zeit, neue Kräfte zu sammeln, die Schönheit der Prärie zu genießen, mich am Widerschein der freundlichen Anerkennung zu wärmen. Das tut gut! Und dafür danke ich von Herzen.

#### Leserinnenbrief zu dem Beitrag "Teuflische Übersetzerin für den Papst" von Irene Esters im Übersetzer Jan. - März 1996

Sollen ÜbersetzerInnen sich solche Ansinnen, in vier Wochen ein Papstbuch zu übersetzen, überhaupt gefallen lassen? Noch dazu, wenn - immer mit derselben Begründung, die sicherlich viele ÜbersetzerInnen längst mitsingen können; "dazu bleibt nicht die Zeit", "der Lizenzgeber macht Druck", "das Buch muß 'raus", "zur Buchmesse", - nicht einmal mehr die definitiven Fahnen oder Ausdrucke vorgelegt werden? Und dann, weil alles immer noch schneller passieren muß, selbstverständlich auch Eingabe-/Satzfehler mühelos von mehreren Instanzen übersehen werden... Auch wenn es sich, wie im Fall von Irene Esters, da sie schon lange öffentliche Äußerungen des Papstes übersetzt, geradezu aufdrängt, diesen Auftrag anzunehmen sollte man in so einem Fall nicht hart verhandeln, sowohl um die Zeit als auch um die sonstigen Konditionen (z. B. Garantie, daß man die endgültigen Fahnen/Ausdrucke oder Blaupausen noch korrigieren kann)?

In diesem Zusammenhang finde ich es sinnvoll, da wir eine Knüll-Kartei mit genaueren Informationen zu Arbeitsverträgen haben, dort auch die Zeiträume, die für eine Übersetzung zur Verfügung stehen, mit zu erfassen. Oder aber, sofern es nicht längst geschehen ist und darüber bereits eine verbands- bzw. kollegInneninterne gemeinsame Einschätzung besteht, sozusagen verbandsöffentlich sich auszutauschen, wieviel Zeit für leichte, mittelschwere und sehr schwere Übersetzungen wir für angemessen halten und anstreben sollten - so wie es Seitentarife gibt, die wir anstreben. Damit hätte jede/r beim Aushandeln von Verträgen eine weitere Grundlage an der Hand und könnte für die eigenen Arbeitsbedingungen besser sorgen.

Ein weiteres Problem im Fall von Frau Esters war aber wohl auch das vatikanische Prüfungsgremium, das für einige nachträgliche neue Fehler im Manuskript sorgte. Wie kann ein/e Übersetzer/in bei einer Prüfung ihres/seines Manuskripts seitens einer weiteren Institution (außer dem publizierenden Verlag) a priori sicherstellen, daß nicht neue Fehler und damit zusätzliche Gratis-Nacharbeit für sie/ihn eingebaut werden? Haben wir in so einem Fall nicht das Recht, zu fordern -vielleicht am besten schriftlich mit Abgabe des Manuskripts -, daß das Prüfungsgremium/die prüfende Person deutsch als erste Sprache schreibt und spricht? Damit müßte sich einiges an nachträglichen Fehlern durch Prüfende von selbst erledigen.

Nur war damit für Irene Esters offensichtlich längst nicht alles erledigt. Bleibt die Frage: Was tun, wenn es Leute gibt, die ein aktives Interesse daran haben, jemanden nicht aus professionellen Motiven sondern eher weniger ehrenwerten Beweggründen auf der beruflichen Ebene zu schädigen? Vielleicht in ihrem Fall versuchen, eine vergleichbare Stellungnahme wie die im "Übersetzer" als Artikel in den betreffenden römischen Magazinen erscheinen zu lassen - unter anderem Namen und

indem der entfernt Bekannte dergestalt einbezogen wird, daß er eine freundschaftliche Chance erhält, seinem ironischen Artikel eine ironische Antwort darauf folgen zu lassen.

Für die anderen Fälle könnten wir eine "Anti-Mobbing-Börse" betreiben - eine sich ständig erweiternde Sammlung der schönsten und erfolgreichsten Abschmetter-, Konter- oder Umlenkreaktionen auf unerhörte Ansinnen oder Unterstellungen, Behauptungen und dergleichen Mitmenschlichkeiten des Berufslebens (verbal und interaktiv), sowie eine Sammlung der besten Verfahrensweisen und Kunstgriffe, um öffentliche Stellungnahmen der Gemobten in genau diejenigen medialen Kanäle zu praktizieren, in die sie hineinmüssen, um auch öffentlich wahrgenommen zu werden... Denn davon abgesehen, daß solche Geschichten wie die von Irene Esters empörend und "echt ätzend" sind, ereignen sie sich in "harmloserer" Form doch wohl relativ häufig und verlangen außer Empörung vielleicht am ehesten eine wachsende höchstpersönliche "Fitness" in Selbstverteidigung oder grenzensetzendem Verhalten im Beruf. Damit solche Geschichten wieder zur absoluten Ausnahme werden...

Bettina Schäfer

#### BÜCHER FÜR ÜBERSETZER

Hans G. Hönig, Konstruktives Übersetzen, Studien zur Translation, Bd I Stauffenberg Verlag, Tübingen 1995, 195 Seiten, DM 36,80

Warum sollten praktisch tätige Übersetzerinnen und Übersetzer eine theoretische Abhandlung zum Thema Übersetzen in die Hand nehmen? Wer eine Übersetzerausbildung genossen hat, winkt meist ab, wer sie nicht genossen hat, erst recht. Hans G. Hönig, Hochschullehrer am Fachbereich für die Studiengänge Übersetzen und Dolmetschen in Germersheim, ist sich dieses Problems bewußt: "Ein Grund für die Theoriefeindlichkeit mancher Übersetzerinnen und Übersetzer ist die Tatsache, daß die meisten Konzepte und Modelle der Übersetzungstheorie ihnen in ihrer inneren Realität niemals begegnen. Zwar erleben sie den mentalen Prozeß als äußerst lebhaften inneren Monolog, oft auch als Dialog, in dem sich mehrere Stimmen und Meinungen streiten. Aber niemals begegnet ihnen ein Archisem, eine Isotopieebene oder ein Allomorph und ähnliche Fachtermini der Systemlinguisten. Was Übersetzer erleben, sind Selbstzweifel und Frustration - ein bedrängende Auseinandersetzung zwischen Assoziation und kühler Reflexion, zwischen grandiosen Einfällen und völliger Ratlosigkeit". Doch er stellt auch das Dilemma der Übersetzungswissenschaftler dar: "Der Catch 22 der Übersetzungstheorie läßt sich also so formulieren: Entweder sie ist dem Laien sofort verständlich - dann nimmt er sie nicht ernst. Oder sie wirkt unverständlich - dann nimmt er sie erst recht nicht ernst. Wie kommod wäre es doch, wenn die Übersetzungswissenschaftler den Schlüssel liefern könnten, mit dem sich zuverlässig die Tür offnen ließe, die Ausgangs- und Zieltext, A- und Z-Kultur voneinander trennt. Doch dieser Schlüssel läßt sich nicht finden - schlimmer noch: Es gibt nicht einmal eine Tür."

Hönig gelingt es, Theorie und Praxis zusammenzubringen, die Erkenntnisse der funktionalen Übersetzungstheorie so zu vermitteln, daß auch Praktiker etwas damit anfangen können. Dabei geht es zunächst darum, den Prozeß des Übersetzens transparent zu machen: Was tun wir eigentlich, wenn wir überset-

zen? Die Frage klingt nur auf den ersten Blick banal, und anhand etlicher Übersetzungsbeispiele und Meinungsäußerungen von Übersetzenden zeigt Hönig auf, daß bei unsereins erstaunlich oft nur ein ungeordnetes Vorstellungsgestrüpp von der eigenen Tätigkeit vorhanden ist. Die "think-aloud-protocols", in denen er Studierende höherer Semester ihr Vorgehen beim Übersetzen detailliert beschreiben läßt, bestätigen dies recht eindrucksvoll (und diese Methode sei allen Kolleginnen und Kollegen einmal zum Ausprobieren empfohlen).

In dieses Durcheinander versucht Hönig Strukturen zu bringen. Dabei verwirft er die gängige Metapher vom Übersetzer als Fährmann und verwendet stattdessen das Bild vom Übersetzen als Brückenbau: "Die Brücke des Übersetzens verbindet zwei unterschiedliche Kulturen und Sprachgemeinschaften und ermöglicht so den freien Austausch von Wörtern und Gedanken. Die Brücke dient dazu, Texte problemlos von der einen Seite auf die andere zu transportieren. Zwar ist ihre Errichtung ein aufwendiges Unterfangen, aber wenn sie einmal steht, braucht sich ihr Benutzer für die Details ihrer Konstruktion und Materialbeschaffenheit nicht zu interessieren." Umso mehr sollten diese Details hingegen den Brückenbauer/Übersetzer interessieren, und Hönig vermittelt sie, indem er das "Toolkit" des Übersetzens im Kontext der Brückenbaumetapher beschreibt und erläutert.

Der Komplexität eines Brückenbaus entspricht denn auch seine eigene "idealtypische Modellierung des Übersetzungsprozesses", deren wesentliche Elemente aber im Verlauf des Buches so deutlich herausgearbeitet werden, daß sie sich auch Leserinnen und Lesern erschließen, die sich noch nicht näher mit übersetzungswissenschaftlichen Theorien befassen mußten

Die Beispiele, mit denen Hönig die einzelnen Aspekte seiner "Brücken-Konstruktion" illustriert, enthalten Übersetzungen jeglicher Provenienz, und in einem Kapitel befaßt er sich auch mit der Übersetzung literarischer Werke und geht u.a. ausführlich auf die Diskussion um die Übersetzung von "Lemprière's Dictionary" ein. Der eigenen Theorie folgend, geht er in seiner Stellungnahme zu Haefs Übersetzung über die Feststellung "der Übersetzer kann kein Englisch" hinaus, und es drängt sich der Gedanke auf: Schade, daß er sich nicht zu Wort gemeldet hat, als die Auseinandersetzung in vollem Gang war. In diesem Zusammenhang schlägt Hönig auch den Bogen von der Übersetzungswissenschaft zur Übersetzungskritik: "Wenn eine wissenschaftliche Übersetzungskritik nicht in der Lage ist, hic et nunc klar Stellung zu beziehen, so bedeutet dies nichts anderes als den Verzicht auf eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Übersetzen. Sie wäre dann l'art pour l'art, eine Marginalie ohne Konsequenzen." Dieses Angebot des Dialogs mit Übersetzern, das von der Wissenschaft ja eher selten gemacht wird, sollten wir unbedingt aufgreifen.

Wer über den Tellerrand hinausblicken will, findet noch ein interessantes Kapitel über die Tätigkeit des Dolmetschens und ein Konzept, wie die Ausbildung für Übersetzen und Dolmetschen aussehen könnte/sollte.

Fazit: nachdrücklich empfehlenswert für alle Kolleginnen und Kollegen, die sich wie die Rezensentin beim Übersetzen immer wieder einmal im Gestrüpp der eigenen Überlegungen verhaken, vor lauter Details das "Große Ganze" aus den Augen verlieren und blind werden auch für naheliegende Auswege.

Edith Nerke

DER ÜBERSETZER erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 6.-, Jahresabo DM 20,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstr. 15, 70174 Stuttgart. Verantwortlich: Burkhart Kroeber, Hohenzollernstraße 83, 80796 München. Redaktion: Silvia Morawetz, Im Kreuzgewann 4, 69181 Leimen; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, 60599 Frankfurt; Denis Scheck, Südwall 18, 47638 Straelen. Herstellung: Michael Georgi. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 60010070). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: SATZSPIEGEL, Joseph A. Smith, Untere Straße 25, 37120 Bovenden.